

Freiheitsheld hinter Gittern

Zum Alltag im Gefängnis gehört auch Freizeit: In der Justizvollzugsanstalt Lenzburg wird wieder Theater gespielt

BARBARA VILLIGER HEILIG

Alle Wegweiser zeigen in dieselbe Richtung: «Alterszentrum», «Friedhof», «Justizvollzugsanstalt», zuunterst das Icon mit den Wellen und dem Schwimmer. Eigentlich listen sie ein existenzielles Programm auf — wir alle werden, manche nach einem Altersheimaufenthalt, zuletzt im Grab landen. Und vorher gehen wir baden, ob im Wortsinn oder metaphorisch. Aber nicht jeder macht den Umweg übers Gefängnis.

Normalerweise würde ich — mein Besuch fand im September statt — den Ziegeleiweg wegen des Freibads einschlagen. Heute peile ich das Gefängnis an. Seit gut 150 Jahren steht es da. Früher trennte es gebührende Distanz vom Städtchen Lenzburg, unterdessen umgeben es Einfamilienhäuser oder neue Siedlungen. Der Anblick: Mauern; davor ein Parkplatz und der gesicherte Eingangsbereich. Wie fühlt es sich an, in dieser Gegend zu wohnen? Sie sei ruhig und gelte als besonders sicher, sagt Gefängnisdirektor Marcel Ruf. Er geht hier seit Jahren ein und aus; der Eindruck von Normalität, den er verströmt, vertreibt meine Beklommenheit.

Die Tage der offenen Tür seien stets gut besucht, erzählt Ruf. Nicht nur wer in der Nachbarschaft dieser Mauern lebt, möchte wissen, wie es dahinter aussieht. Der Einblick lohnt sich, auch wenn er Fragen offenlässt. Wie lebenswert ist eine Existenz unter Vollzugsbedingungen, zumal in der geschlossenen Anstalt, die in Lenzburg den harten Kern ausmacht? Ein Grossteil der Insassen rechnet immerhin damit, dereinst wieder in die Freiheit entlassen zu werden. Doch es gibt auch die sogenannten Verwahrten, welche ihre Tage ohne dieses Ziel fristen und ihnen, so seltsam das klingt, einen Sinn abgewinnen müssen.

Um als Besucher Zugang zu erhalten, muss man sich vorher angemeldet haben, einen Ausweis abgeben, sein Handy vor dem Gang durch den Metalldetektor einschliessen. Auch für das Personal sind Mobiltelefone verboten in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Lenzburg, wie die Anstalt offiziell heisst («Strafanstalt» greift zu kurz, denn Untersuchungshaft ist, juristisch gesehen, keine Strafe). Marcel Ruf führt mich durch einen unterirdischen Korridor; schon stehen wir im Zentrum des Fünfsterns. Die mehrgeschossigen Gänge — oder Flügel — mit den Zellen kennt man aus dem Kino. Hier sind sie Realität. Männer scheinen frei zu zirkulieren, tatsächlich aber hat jeder sein exakt definiertes Zeitfenster, um die Wäscherei aufzusuchen und anschliessend im Kiosk einzukaufen, was er braucht und sich leisten kann: Shampoo, Zigaretten (rauchen in den Zellen ist gestattet).

Bildungsangebot

Sicherheit vor Denkmalschutz, lautete die Devise, als während der letzten Jahre renoviert wurde — von den Insassen, die ja werktags arbeiten. Aber man habe, so Ruf, denkmalschützerische Beratung in Anspruch genommen und zum Beispiel wieder die Originalfarben appliziert. Alte schmiedeiserne Geländer, für heutige Anforderungen zu niedrig, erhielten einen Aufsatz. Die räumlichen Verhältnisse indes blieben eng wie anno dazumal: Knapp acht Quadratmeter misst im historischen Sterntrakt jene Zelle, wo der Häftling seine Nächte und einen Teil seiner — die Bezeichnung wirkt paradox — Freizeit verbringt. Den Fernseher kann er mieten, Bücher kann er ausleihen in der Bibliothek. Deren Bestände sind grösstenteils deutschsprachig. Doch es gibt ein paar Regale mit fremdsprachiger Literatur, die geliefert wird von der Stiftung Bibliomedia.

Apropos Sprachen: Das Bildungsangebot der JVA Lenzburg umfasst auch Sprachkurse. Deutsch lernen die Ausländer unter den Gefangenen allerdings nicht nur im Schulzimmer, sondern beim Arbeiten, im Austausch mit dem Personal oder mit ihresgleichen. Wobei es vorkomme, sagt Marcel Ruf,



Klettern bis zuoberst — aber die Mauer bleibt höher. • auf der Probe in der "Turnhalle der JVA Lenzburg.



Was aussieht wie im Kino, ist hier, im sogenannten Fünfstern des Gefängnisses, Realität.

BILDER KARIN HOFER / NZZ

Die Bühnen waren, die Bühnen sind ihre Welt

rs. • 25 Jahre lang schrieb Barbara Villiger Heilig (vil.) als erste Theaterkritikerin für die «Neue Zürcher Zeitung» über das Geschehen auf nationalen und internationalen Bühnen. Von den einen wurde sie gefürchtet, von anderen geliebt, niemanden liessen ihre Texte kalt. Ihre Texte, das waren stets kleine Essays, nur selten klassische Rezensionen. Die Sprache — die Schreibe — war und ist dabei vil.s Markenzeichen: anschaulich, leicht schwebend, eigenwillig, mit leise ironischem, zuweilen zweifelndem Unterton

und doch jederzeit prägnant. Es ist eine Prägnanz, die nachhallt.

Barbara Villiger Heilig hat italienische und französische Literatur- und Sprachwissenschaften an der Universität Zürich studiert und wurde später mit einer Arbeit über den italienischen Schriftsteller Tommaso Landolfi promoviert. Sie arbeitete als Lehrerin, Lektorin, Übersetzerin und freie Journalistin. Nachdem sie ein Jahr am Istituto Svizzero di Roma verbracht hatte, stiess sie 1991 zur Feuilletonredaktion der NZZ.

Sie betreute mit grosser Kenntnis und Umsicht die Dossiers Sprechtheater und romanische Literaturen (und war zwischendurch Korrespondentin in Genf und Paris). vil. war eine Kulturvermittlerin im besten Sinne des Wortes. — Ein Vierteljahrhundert ist eine lange Zeit, die Medienbranche hat sich seither stark verändert und wandelt sich weiter. vil. verlässt die NZZ auf eigenen Wunsch und orientiert sich neu. Wohin es sie auch führt — den Bühnen wird sie bestimmt die Treue halten.

dass sie untereinander Englisch sprächen. Der Englischkurs ist gut belegt.

Im Schulzimmer passiert aber auch anderes. Theaterprobe! Annina Sonnenwald ist wieder da. Die junge Frau inszeniert in der JVA Lenzburg zum dritten Mal ein Stück. Nach «Wild im Herz» (2012) und «Die Geschworenen» (2015) hat sie sich diesmal den Schweizer Nationalhelden vorgeknöpft.

Ist Tell schuldig?

«Tell vor Gericht» heisst der Stoff in ihrer Bearbeitung, die Schillers Text postdramatisch umkrempt. Da alle Gefangenen den Justizapparat aus eigener Erfahrung kennen, findet es die Regisseurin am interessantesten, den «Fall Tell» vor Staatsanwalt, Verteidiger und Richter zu bringen. Diese Figuren, verkörpert von drei Verwahrten, verhandeln Anklagepunkte, welche sukzessive szenisch durchgespielt werden. Eine zweite Gruppe, bestehend aus jüngeren Straftätern türkischer, albanischer, serbischer Herkunft, probt die Sequenzen zurzeit noch separat. Eingebildet in die Rahmenhandlung, sollen sie den Zuschauern — sie fungieren als Laienrichter — Anschauungsmaterial zur Urteilsbildung liefern. Inwiefern liegt Gesetzesverstoss vor? Ist Tell schuldig?

Am Sonntagnachmittag sind jene drei Männer aus Annina Sonnenwalds kleiner Truppe an der Reihe, die für ihr Verbrechen lebenslanglich büssen. Im Trainingsanzug betreten sie den Raum, Textbücher und Strafgesetz unter dem Arm. Die Stimmung ist aufgeräumt. Zuerst gibt es körperliche Übungen. Konzentration ist gefragt, schnelles Reagieren. Bald schwitzen alle. Wir klettern auf Tische, um die Fenster öffnen zu können, von denen aus der Blick auf Anstaltsgemüsegärten und umgebende Hügel fällt. Die Häftlinge freilich können der Aussicht nichts abgewinnen: Sie «verleide» einem bald, meint einer. Landschaftliche Reize müssen für Eingesperrte eine Provokation sein.

Zwei Welten. Im Lauf der Probe wird viel geschertzt; ich vergesse, wo wir uns befinden. Vergessen es auch die Männer, die im Unterschied zu mir wissen, warum sie hinter Gefängnismauern leben? Kaum. Annina Sonnenwald fordert sie sogar auf, ihren Sonderstatus schauspielerisch einzusetzen. «Schaut dem Publikum direkt in die Augen! Es hat Angst vor euch . . .» Die Regisseurin pflegt einen spontanen Umgang mit ihren Darstellern und hat offensichtlich keine Berührungängste, kennt aber die Regeln und Grenzen aufs Genaueste, denen alle hier drinnen unterworfen sind — wir und die Insassen.

Nur: Auf die Frage, wieso sie mit Gefangenen Theater mache, kann sie nicht eindeutig antworten. Wo Marcel Ruf für die Häftlinge eine willkommene Herausforderung sieht, eine Mutprobe, eine Möglichkeit, sich vor Angehörigen positiv ins Licht zu setzen, zuckt Annina Sonnenwald erst einmal mit den Schultern. Die Idee, Straftätern durchs Theaterspielen behilflich zu sein beim Zurückfinden auf den «rechten Weg», sei im Lauf der Arbeit mit ihnen in den Hintergrund geraten — eine Überforderung. Trotzdem macht sie mit Schwung und Begeisterung weiter. Und allem Anschein nach tut es den Betroffenen gut.

Der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele, besagt Friedrich Schillers berühmtes Diktum. Sicher dachte der Dichter des «Wilhelm Tell» — dessen spektakuläres Debüt den programmatischen Titel «Die Räuber» trägt — dabei auch an jene Menschen, die in unseren Augen als Monster erscheinen. Und gerade sie, die Delinquenten, können vielleicht mit dem ersten, meist unterschlagenen Teil besagten Diktums mehr anfangen als wir ändern: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist.» Zum Menschsein gehört auch, was das Strafgesetzbuch verbietet. Im Theater aber ist alles erlaubt, vorausgesetzt, es bleibt Spiel.